Zwinglis religiöse Eigenart

Autor(en): **Köhler, Walther**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-571430

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Stirne geschrieben hat, dieses Zeichen betrachtet, möchte sie etwas wie ein kleiner Stolz ankommen. Hat sie nicht seit mehr als zwanzig Jahren in diesem Zeichen gewirkt und war nicht Pflege und Festigung unserer kulturellen Eigenart von Anfang an ihr vornehmstes Ziel? Und wenn sich heute der Schweizer in ganz anderem Maße seines Volkstums, seiner natürlichen und künstlerischen Eigenkräfte bewußt ist als vordem, kommt nicht auch ein Teil dieser Errungenschaft auf Rechnung der unermüdlichen Vermittlerin geistiger Güter? Aber die Zeit hat nicht Raum für eitle Selbstzufriedenheiten. Auch die „Schweiz" weiß, daß bei ihr Wollen und Vollbringen nicht immer in einem lagen, und sie weiß, daß auch für sie die Forderung der Stunde gilt, die heimischen Kräfte noch zielbewußter und inniger zu sammeln. Welsch und Deutsch sollen auch vor ihr immer weniger als Zweiheit gelten, und wenn die Zeitschrift von nun an auch der Frau einen Sprechsaal gönnen will, so soll dies weniger zur Wahrung weiblicher Sonderinteressen geschehen als vielmehr, um die Einheit zu stärken und mitzuhelfen bei der Niederlegung der Schranken, die, längst zermürbt, immer noch zwischen den Geschlechtern stehen.

Die Bilder der beiden Großen, die symbolisch über dem Jahre 1919 stehen, behaupten nicht umsonst die Spitze unserer heutigen Nummer. Auch für uns soll in kommenden Zeiten der Geist Zwinglis und Kellers als der mächtigen Träger des schweizerischen Staats- und schweizerischen Kulturgedankens Symbol sein. Möge unserem Willen und der Tat unserer Mitarbeiter am Werk sich Wille und Tat unserer Leser einen!

Zwinglis religiöse Eigenart.

Ansprache, gehalten in der Peterskirche in Zürich bei der Zwinglifeier der Universität am 5. Januar 1919.

Als im vergangenen Jahrhundert die schweizerischen Kirchen die dritte Säkularfeier der Reformation festlich begingen, klang durch Rede und Ansprache, Predigt und Festspiel allüberall das Bewußtsein der Einheit und Gemeinsamkeit hindurch. Fast wie ein Aergernis wurde die Spaltung in Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten empfunden; über den „Ansichten Luthers, Zwinglis und Calvins" sollte das „ewige Evangelium" als Einheitsbasis stehen. Der junge Jeremias Gotthelf, der Pfarrvikar Albert Bitzius in Herzogenbuchsee, setzte in einer reizenden Plauderei die Reformatoren im Himmel an einen Tisch und ließ sie sich gegenseitig ihre Eigenart und Eigenwilligkeit abbitten; alle Besonderheit und Individualität, sei es der Persönlichkeiten, sei es der Länder, wurde als traurige Zerrissenheit beklagt. Die Einheit hatte die Vielheit erwürgt.

Es mutet uns heute fast wie ein Märchen an, wenn damals ein St. Galler die Verwirklichung jener Menschheitsverbrüderungshoffnung ausgerechnet auf das Jahr 1919 erwartete, wo die brutale Wirklichkeit der Dinge das genaue Gegenteil, den jähen Riß in der Völkerwelt, offenbart — selten ist ein Zukunftsprophet so zum Narren geworden!

Aber es wäre verfehlt, mit diesem Bruch des Einheitsbewußtseins lediglich das Schuldkonto des gegenwärtigen Weltkrieges zu belasten. Es hatte sich längst zuvor differenziert und zergliedert, wenn nicht gar aufgelöst. Die Faktoren, die es schufen und bedingten, die Aufklärungsidee von der einen, natürlichen Menschheitsreligion, die Romantik mit ihrem Schwärmen für die mittelalterliche Einheitskultur, der Idealismus, der der ganzen Welt den Kuß wahrheitsbegeisterter, harmonischer Einheit aufdrücken wollte, und endlich die als Tatbeweis damals empfundene preußische Union von 1817 zwischen Lutheranern und Reformierten waren längst aus ihrer Vormachtstellung entschwunden. Geistesgeschichtlich wurde die ideale aprioristische Ideenkonstruktion ersetzt durch die exakte historische Methode, die ihren stärksten Impuls von der Naturwissenschaft empfing: Tatsächlichkeit trat an die Stelle idealer Hoffnung. Und Tatsächlichkeit bedeutete Erkenntnis des Einzelnen gerade in seiner Vereinzelung; Unterschiede und Eigenart traten heraus,

und jetzt konnte gerade umgekehrt wie ehedem die Gefahr entstehen, über den Einzelheiten und dem Kleinkram den großen Zusammenhang geschichtlicher Entwicklung, über der Tatsachenfülle den Ideengehalt, den sie doch nur verkörperte, zu vergessen. Hier konnte ein anderes Extrem das erste ersetzen.

Bei dieser Sachlage ist es von vornherein unmöglich, die diesjährige Jubelfeier wie vor hundert Jahren als Bekundung der Menschheitsverbrüderung zu begehen; ein Zwinglijubiläum wird der Besonderheit Zwinglis gerecht werden müssen. Aber es wird nicht daran haften bleiben und in spezialgeschichtlichen Kleinkram sich verlieren; vielmehr wird es den Ausgleich erstreben, die Eigenart Ulrich Zwinglis im Zusammenhange mit und in ihrer Bedeutung für die allgemeine Reformationsgeschichte, ja, für die Geistesgeschichte der Menschheit überhaupt herauszuarbeiten. Nur so kann die Säkularfeier ethischen Wert gewinnen, was sie doch soll. Nicht ein Requiem halten wir heute ab, sondern wir feiern das Gedächtnis an einen Verstorbenen, „und siehe, er lebt!“ Zwingli selbst würde dem die Form geben: Wir bleiben nicht haften am Geschichtsglauben, der fides historica, die daran erinnert, daß einmal etwas geschehen sei, sondern heben uns empor zur fiducia, zum zuversichtlichen Vertrauen auf von ihm ausstrahlende, fortwirkende Geisteskraft. Es kann sich nur darum handeln, diese Geisteskraft an der richtigen Stelle zu fassen, um sie recht zu verstehen.

Die Gedankenwelt eines Menschen formt sich aus der Umwelt, und diese wieder ist ein zeitlich wie sachlich Zusammengesetztes, in das der Persönlichkeitswille erst die Einheit hineinbringt. Die Grundlage aller Umwelt aber bildet der Heimatboden, und er ist bei Zwingli Grundlage nicht nur in dem Sinne gewesen, daß er das erste und älteste Einwirkungsmoment war, nein, er ist die Basis seines ganzen Denkens und Handelns geblieben; beide wachsen aus Schweizerboden empor, beide sind nur von dort aus voll verständlich. Das an Zwinglis Leiche gesprochene Wort vom guten Eidgenossen ist lautere Wahrheit. Der war er und hat nie etwas anderes sein wollen. Aber es ist schwer, gerade weil er die tragende Grundlage ist, diesen heimatlich-nationalen Einfluß scharf zu umreißen. Er ist überall zu spüren und geht doch immer wieder als das Grundelement mit anderen Faktoren Verbindung ein. Die Nähe des Himmels dort oben in Wildhaus, dem höchstgelegenen Toggenburger Dorfe, hat ihn der Gottheit nahegebracht, sagt der älteste Zwinglibiograph, Oswald Myconius, und deutet damit sinnig auf die bei Zwingli sehr starke Empfindung für die Erkenntnis Gottes aus der Natur. Dahin gehören auch die bekannten Jugendbeobachtungen vom Eichhörnchen oder vom Spiel der Murmeltiere — der gereifte Mann hat in der Zweckmäßigkeit des Naturlebens das Walten der göttlichen Vorsehung gespürt. Und wenn er gerne Vorgänge in der Menschengeschichte an Naturereignissen illustriert, den jähen Einbruch der Täufer z. B. in die Reformationsgemeinden der wilden, plötzlich hervorbrechenden Bergrüfe vergleicht oder in feingewähltem Bilde von der Schneeblindheit des Verstandes spricht, so ahnt er das Naturgesetz in der Geisteswelt. Nicht künstlich gesucht werden die Beziehungen, unwillkürlich sprudeln sie aus dem lebendigen Grunde des Heimatgefühls hervor. Zwingli denkt sich etwa den schaffenden Herrgott am Werke: er überlegt, wie er denn nun die Welt machen soll. Hochragende, stolze Bergriesen allein, das geht nicht, das ist zu kahl und zu starr, grüne Matten müssen zwischenhinein, muntere Bächlein von den Bergen springen, mit einem Worte: der Herrgott muß eine Schweiz schaffen, sonst taugt die Erde nichts! Und das Wurzeln in der Heimatnatur vertieft sich zum festen Fußen in der Heimatgeschichte. Daß das Erbteil vom Elternhause her war, hat Zwingli selbst bekannt. Er ist stolz gewesen auf die eidgenössischen Freiheitskämpfe; wo es den patriotischen Appell galt, führt er sie an, und das starke Vertrauen in ihr inneres Recht ist bedeutsam geworden für seine praktische Politik und ihre Rechtfertigung vor dem christlichen Gewissen: Zwingli ist ja vorübergehend, unter dem Einfluß der von Erasmus von Rotterdam neu belebten



Ulrich Zwingli. Holzschnitt des Hans Asper in Joh. Stumpfs Schweizerchronik (1548).

Bergpredigtsethik, Kriegsgegner, Pazifist gewesen, aber sein Pazifismus hat niemals Absolutheitsstärke gewonnen: er hat die ruhmreichen Taten der Eidgenossen als Verteidigungskriege, aber eben doch als Kriege, stets gerechtfertigt und damit die Brücke gewonnen zu einer neuen evangelischen Politik, die Kriegspolitik, ja, Gewaltpolitik nicht nur tatsächlich war, sondern auch sein sollte. Das verbindende und zugleich rechtfertigende Glied bildete das Interesse eidgenössischer Wohlfahrt, die Vaterlandsliebe. Der prächtige Schwung aber nicht nur seiner Politik, nein, seines hohen Wollens überhaupt — wer könnte verkennen, daß die Heimaterde ihre Kraft dazu geliehen hat? „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen" — das wundervolle Lokalgefärbe der Rütliworte haftet auch an Zwinglis gottvertrauender Tat. Steinbeschwert steht noch heute die Zwinglihütte auf winddurchwehter Höhe, aber die Steine sind nicht Symbol dumpfen Druckes, sondern Wahrzeichen kraftvoller Selbstbehauptung, freien, nur vor Gott, nicht vor den Elementen sich beugenden Menschenwillens. Desselben Menschenwillens, der auch vor den Großen der Erde stets den Kopf aufrecht trug.

Nächst der Heimat pflegt die Schulbildung die erwachende Selbständigkeit des Menschengeistes zu formen. Auch hier weist Zwingli Eigenart auf. Hat die gegenwärtige Lutherforschung den jungen Erfurter Studenten und dann den ringenden Mönch als Schüler des Ockamismus, der sog. via moderna erkannt, so hat Zwingli an den Bildungsstätten Bern, Wien, Basel, vielleicht auch Paris, ganz unter dem Einfluß der sog. via antiqua gestanden, d. h. Thomas von Aquino und Aristoteles sind seine Schulautoritäten gewesen. Die hier vorliegenden Richtungsgegensätze griffen tiefer, als es nach den dialektischen und erkenntnistheoretischen Haarspaltereien der Scholastiker den Anschein gewann. Kennzeichnete den Ockamismus die scharfe Spannung zwischen Vernunft und Offenbarung, göttlichem Wollen und menschlichem Tun und konnte dieser klaffende Riß in lebendiger Paradoxie des persönlichen Erlebnisses Hölle und Himmel zugleich für den hier ein Entweder-Oder zwingenden Augustinermönch werden, so war zwar die via antiqua von ähnlichen Reibungen nicht ganz frei; aber sie besaß in Thomas von Aquino den Vorkämpfer einer die auseinanderstrebenden Kräfte harmonisch ausgleichenden und systematisch verknüpfenden Schule und in Aristoteles, dem die Stoa sich beigesellte, den gegenüber der Ideendialektik wohltätig wirkenden, mit Sein und experimenteller Tatsächlichkeit arbeitenden Empiriker. Hier wird nicht Spannung und Gegensätzlichkeit, vielmehr Synthese das letzte Ziel. Und die Harmonie der Entwicklung Zwinglis, die keine Jugendtrübung kennt, setzt sich fort.

Gewinnt sie alsbald in seiner Glarner- und Einsiedlerzeit die gefällige Form philologisch-ästhetischen Literatentums, so hebt auch diese Stufe bruchlos, folgerichtig von der früheren sich ab. Von der via antiqua liefen Fäden hinüber zum Humanismus, Zwinglis Lehrer Thomas Wyttenbach verkörpert diese Verbindung, und der junge Pfarrer Ulrich Zwingli liest gleichzeitig eine Rechtfertigung der Seligkeit des Aristoteles und die alten Klassiker. Schon aber bereitet er sich vor

auf die Lektüre der christlichen Klassiker, der Kirchenväter, als ein entscheidender Besuch in Basel bei dem großen Humanistenfürsten Desiderius Erasmus von Rotterdam ihn ganz in diese Richtung des christlichen Humanismus hineinwirft. Jetzt ist er „Philosoph und Theologe", d. h. Erasmist, und hängt mit der ganzen Begeisterung des Erasmuskreises an den Idealen des Meisters, dessen Gunst ihm gönnerhaft lächelt. Nicht nur die formale Schulung des exakten Philologen und sorgsam feilenden Stilisten, nein, vorab die Gedankenwelt des Erasmus eignet er sich an, diesen eigenartigen Bund von Christentum und Antike, den Meister und Schüler als „des Christentums Wiederherstellung" empfanden und der auch mit starkem Rechte eine solche war. Jetzt — jetzt erst — erklingen bei Zwingli Töne persönlichen Eindringens in die christliche Religion, jetzt packt ihn mit aller Wucht das Bergpredigtideal, er verficht den Friedensgedanken auf der Kanzel und in besonderer literarischer Leistung, dem „Labyrinth", eifert und kämpft gegen Aberglaube und Kreaturdienst, fertigt, schon vor Luther, einen Ablaßklamanten ab und setzt diese ganze Tätigkeit, Wiederherstellung der reinen Lehre Jesu und seines in Einheit mit ihm verbundenen Apostels Paulus, auch in Zürich seit Jahresanfang 1519 fort. Die Scholastik liegt jetzt dahinten, äußerlich wenigstens, sie wird verspottet und verhöhnt, Jesus und Paulus, besser: die Lehre Jesu und des Paulus, sind Richtschnur von Zwinglis Gedankenwelt geworden. Durchaus im Sinne des Erasmus von Rotterdam, dessen größter schweizerischer Schüler Zwingli nach dem Urteil der Freunde unter Zustimmung des Erasmus selbst damals gewesen ist.

Da klingt ein heller Klang an's Ohr der staunend aufhorchenden literarischen Gemeinde: der Hammerschlag von Wittenberg! Er wächst und schwillt, reißt die Humanisten, selbst den kühl beobachtenden Erasmus, mit und schart sie um Martin Luther, den sie als ihren Heros auf den Schild heben. Die Briefe, auch die Zwinglibriefe, reden von ihm, fast nur von ihm, die Basler Presse druckt seine Schriften, von Bern und Zürich kommen die Buchführer, sie zu kaufen, Zwingli spricht auf der Kanzel von ihnen und leitet die lebhafte Propaganda in Stadt und Land, ja, er grüßt den kühnen Mönch als den Elias, der das Kommen des Herrn und seines Reiches kündet.

Es kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß dieser bald nach dem Antritte der Zürcher Wirksamkeit Zwinglis einsetzende Einstrom der Gedankenwelt und Persönlichkeitswucht Luthers mehr bedeutet hat als einen neuen Aufschwung alter Kräfte: eine gänzlich neue Richtung des Denkens und mehr noch des Wollens wurde gewonnen, Humanismus wandelte sich in Reformation. Und wenn diese entscheidende Wendung sich Zwingli selbst verschleierte, so lag das daran, daß starke und doch wieder feine Fäden zwischen den beiden Geistesströmungen liefen, schon weil sie beide „Evangelium Christi" bringen wollten. Darum bleiben die Unterschiede doch. An zwei Punkten treten sie wie im allgemeinen so bei Zwingli im speziellen scharf heraus: erst die Reformation schuf die Tat, der Humanismus blieb beim Wort. Scharfe, selbst radikale Worte konnten fallen, die humanistische Kritik griff stellenweise weiter als die reformatorische; aber ganz abgesehen davon, daß neben dieser Schärfe wohl abgewogene, fein abgetönte Mäßigung stand, die Umsetzung der Worte in die Tat, den Durchstoß der kühnen Tat hat kein einziger der Humanisten gewagt, der große Erasmus am allerwenigsten. Lehre bot man, nicht Leben; der Humanismus hat nie und nirgends eine eigene Gesellschaftsordnung aus sich zu entwickeln gewußt. Er besaß schon eine, ja, aber sie war eine Utopie, Platons Republik. Für die hat auch der humanistische Zwinglikreis geschwärmt, Zwinglis Kritik politischer und sozialer Mißstände ist sehr scharf gewesen, aber sie blieb vor dem Einstrom der Reformation nur die Kritik des Wortes. Der kühne Griff durchreißender Tat hat nicht hier seine Wurzel, sondern in den Taten Martin Luthers; insbesondere der kühne Stoß der Leipziger Disputation gegen das göttliche Recht des Papsttums hat Zwingli mitgerissen, wie seine Briefe beweisen. „Im Anfang war die Tat" —

gilt das von Luther allein gegenüber aller mittelalterlichen, wenn auch noch so radikalen Reform, so hat sein Genius auch dem Schweizer Reformator die Kraft der kühnen Tat geschenkt. Das hat ihm Zwingli selbst nie vergessen und ihm selbst beim schärfsten Kampfe um die Abendmahlslehre, ja gerade damals vor aller Oeffentlichkeit dafür gedankt. Darum grüßen wir heute, am Gedächtnistage der Zwinglischen Reformation, auch den Heros von Wittenberg. Wir müssen es tun und tun es mit Zwinglis eigenem Wort: „Es war doch niemand aus dem ganzen Lager Israel, der sich der Gefahr entgegenzuwerfen wagte — so sehr fürchteten sie jenen gewaltigen Goliath, der mit so schwerem Gewicht an Waffen und Kräften dräute. Da, da hast du allein als treuer David, vom Herrn dazu gesalbt, die Waffen angezogen, du wähltest aus dem himmlischen Flusse Steine aus und wogst sie und schleudertest sie mit geschickt geschwungener Schleuder so heftig, daß du den Riesenleib zu Boden strecktest. Deshalb dürfen fromme Seelen niemals aufhören, zu singen: Saul hat tausend geschlagen, David aber zehntausend. Du allein bist der Hercules gewesen, der du dich, wo nur etwas Gefahr war, entgegenwarfst. Du hast den römischen Eber getötet." Das ist die Wiedergabe eines unauslöschlichen Eindrucks, neidlos ist hier von Zwingli die Führerschaft Luthers anerkannt.

Aber wie die Tat Luthers Tat des Glaubens war, so hat auch Luthers Glaube Zwingli die Kraft der Tat gegeben. Er gab ihm etwas Neues. Das Ziel der humanistischen Pädagogik, nicht minder das ihrer Frömmigkeit war Bildung, von der Religion mehr umsäumt als wirklich gestützt: erudire homines ad iustitiam, wie es einmal treffend im Zwinglibriefwechsel heißt. Mit den hohen Zielen vertrug sich durchaus — Zwingli selbst beweist es — sittliche Leichtlebigkeit. Der Intellekt wurde gespeist mit Werten aller Art, aber dem Willen fehlte die Widerstandskraft und Motivation, wie sie nur die erlebte Religion zu geben vermag. Hier lag das wundervolle Geheimnis der Religion und Sittlichkeit zusammenbindenden, eine schöpferische Wiedergeburt des ganzen Menschen schaffenden Gerechtigkeit aus Glauben allein, wie sie Luther durchgerungen und nun in fröhlichem Vertrauen als Freiheit eines Christenmenschen vorlebte und vorlehrte. Diese Töne der paulinischen Gnadenbotschaft, der Rechtfertigung und Erlösung, der tiefen Empfindung von des Menschen Sünde und Elend, waren Zwingli fremd, sie erklingen, nachdem er Luther gelesen hat. Sie sind die zweite Gabe des Wittenbergers an den Schweizer, zugleich der zweite Unterschied zwischen Humanismus und Reformation. Und wenn die Eigentümlichkeit dieser Gabe für eine Vollwirkung ein Nacherleben forderte, so wurde ihm dieses in der Pestkrankheit im Sommer 1519 gegeben. Der Jubelruf in seinem ergreifenden Pestliede: „Gesund, Herr Gott, gesund!" ist mehr gewesen als die äußere Gesundung von der Krankheit, er umschloß die innere, religiöse und sittliche Wiedergeburt des ganzen Menschen durch das Evangelium der Reformation.

Aber scheint nicht dieser Gipfelpunkt der inneren Entwicklung Zwinglis zugleich Tiefpunkt seiner reformatorischen Eigenart werden zu müssen? Hat ihm nachweislich Luther die Kraft der Tat, nicht minder das Herzstück der Reformation, den reformatorischen Glauben übermittelt, was bleibt an Originalität noch übrig? Verflüchtigt sie sich nicht ganz ins Formelle, in ein gewisses Lokalgefärbe und Verschiedenheit äußerer Handlung, vielleicht auch in eine besondere humanisierende Sprachform? Bedeutsame Leistung schlösse das nicht aus, aber von geistiger Eigenart des Zwingliwerkes könnten wir nicht sprechen, es ginge auf in Luthers Reformationswerk wie eine Provinz im Organismus eines größeren Landes.

Tatsächlich ist die Eigenart der Gedankenwelt Zwinglis geblieben. Luther hat die in Zwinglis Seele wirksamen Kräfte nicht aufgesaugt, vielmehr sie teils neu entbunden, teils sich neben, nicht über sie gestellt, und nun regte sich Zwinglis Genius und band die nebeneinander stehenden original zusammen. Damit schuf er seine Eigenart, in der organischen Lebendigkeit einer Persönlichkeit

die niemals Nachtreter war, auch da nicht, wo sie empfing. Die beiden Hauptfaktoren aber, die er band, waren Humanismus und Reformation. Nicht Flankenschutz oder Rückendeckung wie bei Luther und Melanchthon ist für Zwingli der Humanismus, er bildet eine eigene Front neben der Reformation, und das ganze Problem der religiösen Eigenart Zwinglis steckt in der Meisterung der von rechts und links einströmenden Gedankenmassen zu einem einheitlichen, man darf bei ihm sagen: systematischen Erleben, Denken und Wollen.

Humanismus und Reformation — trotz dem Mischcharakter, den sie beide an sich tragen, in der Verkörperung Erasmus und Luther, in der sie Zwinglis Seele trafen, repräsentieren sie einen neuen Zusammenprall der beiden alten Rivalen: Antike und Christentum. Zwei Weltanschauungen stießen hier aufeinander. Es sind letztlich die beiden Weltanschauungen, die überhaupt nur möglich sind, die eine innerhalb der Kategorie des Seins, des Rationalen, des Intellektes, die andere innerhalb der Kategorie des schöpferischen Werdens, des Irrationalen, des Emotionalen. Ganz verschieden bestimmen sich hüben wie drüben die Lebenswerte. Antike Weltanschauung, am edelsten ausgeprägt in hellenischer Philosophie, sucht die Einheit der Welt zu erfassen und hat von da aus die große Idee einer einheitlichen Kulturmenschheit ausgesprochen, sich bekundend in der universalen, vernünftigen Anlage, der gemeinschaftlichen Teilnahme an der Weltvernunft. Die Einheit ist naturgegeben und wird darum von der Menschheit auch nicht sowohl in der Geschichte erlebt als vielmehr von dem vernünftig denkenden Individuum erkannt und vergegenwärtigt. Die Wirklichkeit wird rationalisiert, auch die Tugend wird ein Wissen oder kommt nicht hinaus über das Streben nach Erlösung von den Mängeln der Leiblichkeit und nach physischer Naturverklärung. Ganz anders der christliche Bußruf: „Aendert euern Sinn!“ Hier war das Physische ersetzt durch das Ethische, das Rationale wich dem Irrationalen und Ueberweltlichen, ja, dem Wunder. Die Sünde ist nicht „Nichtseiendes“, nicht physische Unvollkommenheit, die Erlösung ist nicht Selbstbesinnung, sondern Gnadengeschenk, Welt und Mensch sind nicht die selbstherrliche große Naturordnung, sondern Zweck und Folge göttlichen Willens und Wirkens. Jeder Mensch ist Gegenstand besonderer göttlicher Fürsorge. Da aber Gott sich nur in Christus offenbarte und darum nur in Christus ergriffen werden kann, bildet sich eine Sondergemeinschaft der Gottesliebhaber, der Gottesgläubigen über allen anderen. Die antike Idee der Einheit der Kulturmenschheit zerbirst, und die Menschheit zerfällt in die beiden Klassen der Seligen und von Gott Verworfenen, und zu diesen gehörte trotz aller Schönheit, ja, gerade in ihr auch die „ungläubige“ Antike.

Kann man denn nun bei solch scharfer Gegensätzlichkeit der Grundauffassung überhaupt versöhnen und ausgleichen? Widersprüche und Unebenheiten in Zwinglis Gedankenwelt haben ihren Ansatz bei den hier vorliegenden Kontrasten, aber zerrissen ist seine religiöse Welt nicht. An sich neu war ja auch der Ausgleich nicht; schon seit den Tagen des Apostels Paulus waren Antike und Christentum verknüpft, und die Scholastik so gut wie Erasmus von Rotterdam hatten auf diesem Wege weitergearbeitet. Aber gerade nun die im Mittelalter klassisch gewordene Zusammenschweißung, an der Stelle der Heilsgewinnung im Zusammenwirken der Gnade — das war christlich — und des angeborenen freien Willens — das war antik — lehnt Zwingli ab. Hier ist er seit der Berührung mit der Reformation nie wieder Erasmusschüler geworden. Hier ist er ganz „Reformation“ und weiß prächtige Worte über Rechtfertigung, Gnade und Glaube, der ihm ein fröhliches, starkes Gottvertrauen ist, zu finden. Das religiöse Geheimnis der Reformation, zusammengefaßt im „Glauben“, ist von Zwingli voll erlebt.

Merkwürdig nur, daß dann die beiden Reformatoren ihren Abendmahlsstreit als Kampf um den Glauben ausfochten?! War das Ueberschätzung einer Quisquilie im Eifer des Gefechtes, Verwechslung von Peripherie und Zentrum? Keines von beidem, es war lautere Wahrheit.

Der Kampf um das Abendmahl war ein Kampf um den Glauben, und Zwinglis Eigenart hier, die, so gut wie bei Luther, zum Eigensinn werden konnte, lag in einer Synthese von Christentum und Antike. Ist der Glaube eine „Wirklichkeit der Seele", ist er „der innere Mensch, der erleuchtete Geist", so muß er um seiner selbst willen in rein geistiger Höhenlage bleiben. „Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch nützt nichts" — und sollte es auch das Fleisch Christi sein! Credere est edere, Glauben heißt Essen, man „ißt" Christus, indem man gläubig an ihn denkt. Nur so bleibt der Glaube auf der Höhe seiner Vollendung, und wie auch Zwinglis theologische Formulierungen im Interesse einer Einigung sich wandeln konnten, bis hart an die Grenze des Möglichen, niemals hat er von der reinen Geistigkeit des Glaubens auch nur ein Stück abgebrochen, sie war wirklich, wie er selbst sagte, seine „eherne Mauer". Und hat nicht minder wirklich siegreich alle Stürme bezwungen. Wenn Zwingli in der Gegenschrift gegen Luther, der „Amica Exegesis", einen Appell an die kommenden Jahrhunderte richtet, so ist der Richterspruch für Zwingli und gegen Luther ausgefallen: Luthers Abendmahlslehre ist historische Reliquie geworden, die Zwinglis, wenigstens in ihrem Kerne, so stark protestantisches Gemeingut, daß man des Urhebers sich fast nicht mehr bewußt ist. Der tragende Untergrund aber dieser Vollreife des Glaubens — darum ging es — war der bis fast zum metaphysischen Dualismus sich steigernde Gegensatz von Fleisch und Geist, und der war antik, neu belebt durch Erasmus. Niemals konnte Zwinglis Glaube die kompakte Massivität des Lutherglaubens gewinnen, der seinen Christus fassen und mit den Zähnen zerbeißen wollte, um ihn zu besitzen, aber Fäden woben sich, die am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts zum Geistes-Idealismus sich verdichteten. Und fand hier Geist auch vor fremdem Geiste die Achtung der Toleranz, so steht Zwingli unmittelbar auf dem Wege dazu, wenn es ihm — Marburg 1529 bewies es! — möglich wurde, den Lutheranern die evangelische Bruderhand trotz Abendmahlsdifferenz zum Bündnis gegen die katholische Weltmacht zu reichen. War das auch noch nicht religiöse Toleranz schlechthin — sie schloß den Katholiken aus — evangelische Toleranz war es, Ueberwindung der Lehrstreitigkeiten durch die Gemeinsamkeit evangelischen Christusglaubens. In dieser Fähigkeit zur dogmatischen Neutralität steckte schon die Unterscheidung von Religion und Theologie, die wir dem Idealismus zu verdanken gewohnt sind. Nur reine Geistigkeit des Glaubens konnte sie gewinnen.

Gott ist Geist — keiner von den drei großen Reformatoren hat so wie Zwingli diese Gottesanschauung in der Tiefe auszuschöpfen vermocht. Der Gott in Christus kann darum mit dem Menschen in ihm keine Vermischung eingehen, die beiden Naturen bleiben getrennt. Gott ist Geist — das Wort entstammte dem den Reformatoren gleich werten Johannesevangelium, aber Zwingli verbindet wiederum eigenartig mit dem Christentum die Antike, wenn er den geistigen Gott mit Aristoteles als das reine Sein, das höchste Gute und den ersten Beweger faßt. Seine Schrift „von der göttlichen Vorsehung" — es ist seine schwierigste, aber auch seine reifste — entwickelt von da aus eine große Naturphilosophie mit stark pantheistischem Anflug. Alle die Fragen, die Luther niemals drückten, nach dem Selbstanfang der Welt, der Urzeugung, der Zufälligkeit finden eingehende Erörterung, eigenartig wirren sich Christentum und Antike ineinander, der Ausklang ist der christliche: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes," aber die Arbeitsmittel sind die antike Philosophie. Und sie auch, weil sie Gott, dem Unbegrenzten, die kosmische, allumfassende Weite gab, rückt bei Zwingli diese Ehre Gottes in den beherrschenden Vordergrund. Der reformierte Eigenbegriff der Ehre Gottes ist schon bei Zwingli ausgebildet.

Die großen Vertreter des Paulinismus der Kirchengeschichte sind, wie ihr apostolischer Meister selbst, ausnahmslos Anhänger der Prädestination gewesen. Aber es ist ein Unterschied, ob die Vorherbestimmung als religiöser Schluß aus der Gnadenerfahrung gewonnen wird oder

die reflektierende Vernunft sich mit dem Probleme von philosophischer Fragestellung aus beschäftigt. Zwingli kennt beides und hat den Mut, philosophisch offen und ehrlich den Schwierigkeiten ins Auge zu schauen, um neue Eigenart damit zu gewinnen. Ist Gott die oberste Ursache alles Seins, so kann und darf nichts ohne seinen Willen geschehen. Folglich ist die erste Sünde und die Sünde überhaupt von Gott gewollt. Das scheint furchtbar und ist es auch später für Calvin gewesen. Nicht so für Zwingli. Ihm gelingt der Einbau dieses scheinbar Schrecklichen in den göttlichen Weltplan, er gewinnt eine feine und tiefsinnige Erklärung der Notwendigkeit des Uebels und des Bösen: Das Gute und Gerechte kann erst an seinem Gegenteile recht erkannt werden; das von Gott für den Menschen gewollte Gute ist seine Erlösung und Beseligung; ihren Vollwert kann erst des Menschen Sünde und Elend zeigen, darum sind diese von Gott gewollt. Der Zweck heiligt also das Mittel, weil das Mittel erst den Zweck voll begreifen läßt — das ist bis zur Stunde immer noch die beste Theodicee geblieben. Unschwer erkennt man aber hinter dieser rationalen Dialektik antike, neuplatonische Gedanken vom Uebel als dem Nichtseienden oder unvollkommenen Guten. Weil sie nun aber auch gedanklich gesichert ist, gewinnt die Prädestination bei Zwingli jene ruhige, starke Festigkeit, die dem sittlichen Leben die Spannkraft gottgewollter Unablässigkeit verleiht. Die reformierte Energie, Tatkraft und Leistungsfähigkeit aus dem Kraftquell der Prädestination wurde hier geboren. Es ist alles sinnvoll, weil es gottgewollt ist, und es ist alles gottgewollt, weil es sinnvoll ist. Die antike Weltharmonie schwebt über dem Ganzen. Das höchste Sein ist eben zugleich die oberste Vernunft.

Ist das große All sinnvoll, so heben sich naturgemäß seine einzelnen Teile, am stärksten der Mensch. Gewiß ist Zwingli durchdrungen von der reformatorischen Wahrheit menschlichen Sündenelendes, aber diese Gedanken kreuzen sich sehr lebhaft mit solchen von der Würde und Hoheit des Menschen. „Der Mensch ist von allen Wesen auf der Weltbühne das wunderbarste“ — der hellenische Schönheitsmensch leuchtet hier durch, und die dunkeln Farben augustinischer menschlicher Sündenverderbtheit verblassen. Zwingli hat die Lehre vom freien Willen des Menschen preisgegeben, ja, aber ihn ganz bis zur Wurzel der Erbschuld verderbt sein zu lassen, vermochte er nicht. Schuld ererbt sich nicht, sondern wird erst in persönlicher Tat. Darum gibt es auch keine Verdammung unschuldiger, ungetaufter Kinder, mehr noch: es gibt auch keine Verdammung der ganzen außerchristlichen Menschheit lediglich um der Unkenntnis von Christus willen auf Grund der Erbschuld. Ja, in dieser Heidenwelt, der „verdammten Rotte“, wie sie das Mittelalter und auch Luther einschätzte, leuchten Lichter der Wahrheit, ein Seneca wird um seines Glaubens an das Gute willen ein „allerheiligster Mann“, und am Tische im Reiche Gottes sitzen neben den Vätern des alten Bundes die Helden der Antike, ein Sokrates und Cato so gut wie ein Hercules und Theseus. Das ist ganz und gar nicht christliche Jenseitshoffnung, vielmehr poetische Jenseitsverklärung von Platons Gastmahl, ermöglicht durch einen starken Glauben an das Schöne, Wahre und Gute im Menschen an sich, nicht nur im Christen. Kann man aber auch außerhalb des Christentums selig werden, so bricht die Grundlage der mittelalterlichen Weltanschauung, festgehalten auch von Luther, die scharfe Trennung der christlichen und außerchristlichen Welt, auseinander, und die Perspektive moderner Weltanschauung öffnet sich. In unendlicher Mannigfaltigkeit spielen ihre Farben, aber den entscheidenden Durchstoß bedeutete und bedeutet immer wieder der Bruch mit der mittelalterlichen christlichen Exklusivität, die Gewinnung einer Solidarität der Menschheit. Zwingli hat jenen Durchstoß vollzogen; er konnte es, weil mit seinem Christentum antikes Menschheitsbewußtsein sich verschmolz. Die Verbindung Christentum und Antike bei ihm erreicht hier den Gipfelpunkt ihres Wertes.

Christentum und Antike, Glaube und Wissen, Offenbarung und Vernunft, schöpferisches Werden und Sein — die Grundprobleme der Menschheit kreisen um diese in der Form wechselnden, in der

Sache gleichen Gegensätze. Die Zweiheit zur Einheit werden zu lassen, hat man oft versucht, teils hat das Wissen den Glauben aufsaugen, teils der Glaube sich kühn über das Wissen hinwegsetzen wollen. Die Kraft der Einseitigkeit konnte hier wundervollen Schwung schaffen; Luther ist dank ihr der Heros des Glaubens geworden. Aber den Knoten zerhauen, heißt niemals ihn lösen. Der Mensch trägt in Denken und Wollen den Gegensatz in sich selbst, nicht ungestraft verachtet er das eine oder das andere. Die Lösung kann nur im Ausgleich liegen. Sie ist eine Aufgabe. Möglich, daß sie es bleibt — dann hätte Jeremias Gotthelf recht, wenn er erst in der Unendlichkeit Luther und Zwingli an einen Tisch setzte. Ihr ganzer Kampf ging um jenes Grundproblem. Zwingli suchte den Ausgleich. „Das Wissen steht bei der Betrachtung Gottes nicht an letzter Stelle," sagt er, Luther schloß es in religiösen Dingen aus. Das bedeutete für Zwingli Verlust an Wucht, aber Gewinn an Weite. „Die Wahrheit ist eine" — hart und unerbittlich klingt dieses Verstandeswort Zwinglis und muß auch so klingen. Aber nun tritt der Glaube hinzu, und auf einmal glühen und leuchten die Zacken in wundersamem Firnelicht. Jetzt heißt es: „Fröhlich schaut das Antlitz der Wahrheit aus." Im Glauben an die Wahrheit hat Zwingli den letzten persönlichen Ausgleich auf alle jene Fragen gefunden. Mehr noch: er hat ihn gelebt in seinem ganzen Zürcher Wirken bis zum Tode auf dem Schlachtfeld von Kappel. „Nicht fürchten ist der Harnisch!" Das ist derselbe Ausgleich, dem das Johannesevangelium, seine „Sonne", wie Zwingli es nannte, die Form gab: „Die Wahrheit wird euch frei machen."

Professor D. Dr. Walther Köhler, Zürich.

Nachsatz der Redaktion. Die beiden Zwinglibildnisse sowie auch das Zwingli-Autogramm entnehmen wir dem monumentalen Jubiläumswerk der Zürcher Reformation, dem demnächst, nach seinem Erscheinen, an dieser Stelle gebührende Würdigung zuteil werden soll.

Der Jungbrunnen.

Ein Märchen von Lisa Wenger, Delsberg. Nachdruck verboten.

Es war einmal eine Königin, die so glücklich war, so schön und ohne Sorgen, daß sie nur so durchs Leben tanzte. Jedermann liebte sie, und mehr als von allen andern wurde sie vom König geliebt. Sie war zufrieden mit ihrem Schicksal, half ihr Volk mit Freude und Liebe regieren und wünschte nichts, als daß die Zeit stehen bleiben möchte, damit alles so bleibe, wie es war. So kindlich war sie noch.

Die Königin, die sehr stolz auf ihre Schönheit war, hatte überall in den Hallen und Sälen des Schlosses Spiegel anbringen lassen. In der königlichen Ankleidekammer aber waren die Wände von purem Kristall. Wenn die Fürstin in ihrem goldbrokatenen Kleid, dessen Schleppe sechs Ellen lang war und mit Straußenfedern besetzt, durch das Zimmer rauschte, so neigten sich alle vor ihr, so schön war sie. Nur der feuerrote Hofnarr, der sagen durfte, was er wollte, klingelte mit den Glöcklein und sagte: „Alles ist eitel." Wenn sich die Königin auch darüber ärgerte, durfte sie es doch nicht zeigen, denn dann hätte der König sie ausgelacht.

Eines Tages saß sie vor der spiegelnden Wand und ließ sich einen Kranz Kornähren in ihr rotes Haar flechten. Da bemerkte sie ein weißes Haar unter ihren herrlichen goldenen, und als sie noch einmal hinsah, merkte sie, daß schon viele der silbernen Fäden sich eingenistet. Sie erschrak auf den Tod. Wie ein Feind grinste der Spiegel sie an, er, der ihr stets so freundlich geschmeichelt. Die Kammerfrau konnte eben noch die Königin in ihren Armen auffangen, als sie ohnmächtig wurde. Erschrocken eilten die Dienerinnen herbei, der Hofmeister lief, um es dem Könige zu melden; aber niemand wußte, was der Königin zugestoßen. Endlich ließ der König alle sich entfernen, und da vermochte die Königin unter Weinen und Schluchzen zu gestehen, daß sie weiße Haare unter ihren roten gefunden und daß sie nun alt und häßlich werde und daß der König sie nun nicht mehr lieben würde.